

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 251. Bromberg, den 7. November 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(30. Fortsetzung.)

Als befände er sich plötzlich in Dunkelheit, griff Austin Turold nach seinen Augengläsern. Durch sie sah er angelegentlich auf den Mann, der vor ihm stand.

„Ravenshaw," sagte er ernst, „entweder sind Sie toll oder ich bin es. Kam nicht am Abend, da mein Bruder ermordet wurde, meine Schwester hierher zu Ihnen, und fuhren Sie nicht mit ihr nach Flint House und erbrachen meines Bruders Tür? Wie können Sie also Robert getötet haben? Außerdem sprach ich heute in Penzance meinen Sohn. Er sagte mir, daß er unschuldig sei, und daß der Mörder ein Mann wäre, den Robert und Thalassa vor dreißig Jahren auf einer einsamen Insel beraubt, verwundet und für tot zurückgelassen hätten. Was bedeutet das alles?"

„Das alles kann erklärt werden", gab Ravenshaw zurück. „Es ist eine lange Geschichte. Ich erzähle sie Ihnen."

Der Doktor begann dann zu erzählen; wurde lebhaft und ausführlich dabei, doch ohne Preisgabe seiner innersten Gedanken.

„Sie kennen den Teil der Geschichte, der auf jener Insel spielte?" fragte er, „wissen, wie Ihr Bruder und Remington hingelangten, um dort Reichtümer zu sammeln?"

Austin Turold nickte.

„Ich bin Remington", fuhr der andere fort. „Von dort ab beginne ich meine Erzählung — um Zeit zu sparen —"

Wieder nickte Austin Turold zustimmend. In seinem Blick war weder Groll noch Rache. Wohl aber unverhohlene Verblüffung.

34. Kapitel.

„Ich will so kurz als möglich berichten, was geschah, als ich an jenem schrecklichen Orte zurückbleiben mußte. Beim Schein des Mondes sah ich die beiden gehen, — sah vom Grat aus, wie sie in See stachen. Dann war ich allein, ein Schwerverwundeter auf einsamer, vulkanischer Insel, ohne Nahrung, ohne Trinkwasser.

Ich ging an den Ort zurück, an dem wir kampiert hatten, und verband meine Wunden mit Streifen, die ich aus meinem Hemde riß. Dann schlief ich ein. Erwacht, taumelte ich wie ein Irrer durch die Wüstenei, und so lange suchte ich nach Wasser, bis ich eine siedende Quelle fand. Ihr Wasser war in gekühltem Zustand trinkbar, und ich glaube, daß dies mein Leben rettete. Als Nahrung gab es Fische und die Tier der Sturmvögel, heißes Wasser für die Zubereitung war reichlich vorhanden.

So lange lebte ich dort, daß ich die Zeit vergaß. Ich wurde zum Waldmenschen, der lebte, aß und schlief wie ein Tier.

Ein vorbeifahrender Dampfer rettete mich schließlich, ohne daß ich mich darum mühte, weil Rettung mir gleichgültig geworden war. Vom Schiff aus sah man mich gleich einer Ziege über die nackten Hänge der vulkanischen Hügel klettern, und ein Boot wurde ausgesetzt. Der Dampfer steuerte heimwärts und brachte mich nach England. Ich erzählte meine Geschichte dem Kapitän. Da ich aber merkte, daß er sie nicht glaubte, sprach ich zu niemand anderem darüber.

Ich hatte noch etwas Geld, als ich in England landete. Es war nicht viel, doch genügte es, mich zu meiner Frau gelangen zu lassen und mich so lang über Wasser zu halten, bis ich Robert Turold gefunden hätte. Ich hatte meine Frau bei ihren Eltern in einer Vorstadt von London zurückgelassen. Robert Turold und ich waren beide für sie entbrannt gewesen, ehe wir England verließen. Sie liebte mich, er aber hatte seltsame Macht über sie.

Sie war eine jener Frauen, die Liebe geben, Liebe empfangen müssen. Sie brauchte männlichen Schutz in der Welt, die kein Erbarmen für Schwache kennt. Sie war bestimmt, geführt und geleitet zu werden. Und daß ich dies wußte, veranlaßte mich, darauf zu drängen, daß sie im geheimen mein Weib wurde, ehe ich mit Turold England verließ. Ihre Eltern begünstigten mich nicht, sie wünschten eine Geldheirat für ihre Tochter, und eine Erbtante war da, die einen geeigneten Mann für sie in Aussicht hatte, — all diese Einflüsse fürchtete ich. Das Mädchen selbst war gern bereit, — sie ließ sich leicht überzeugen. Am Abend unseres Scheidens war es. Weinend klammerte sie sich an mich. — ihren Gatten.

Es war vereinbart, daß ich genügend Geld erwerben und in etwa einem Jahre nach England kommen sollte, um um sie zu werben. Doch fast drei Jahre war ich bereits abwesend, als ich auf der Insel zurückblieb. Und weitere zwölf Monate gingen hin, ehe ich England wieder betrat. Vier Jahre! Eine lange Zeit! Ein Abschnitt, in welchem Menschen sterben, heiraten und auch vergessen werden können, als wären sie nie über die Erde gegangen. Mich traf das Los, vergessen worden zu sein.

Ich eilte nach London, zum Hause meiner Gattin. Doch mußte ich hören, daß die Familie nicht mehr hier wohne. Wo sie jetzt sei? Das Mädchen, das geöffnet hatte, konnte es nicht sagen — sie wußte es nicht. Auf meine Bitte rief sie ihre Herrin. Die Dame des Hauses kam zu mir herunter. Ja, sie habe den Besitz von Familie Brunton gekauft. Er sei zu geräumig für sie geworden, als die Tochter geheiratet habe. Da es dämmerte, konnte sie mein Gesicht nicht sehen. Doch hörte sie meinen erschrockenen Ruf: „Geheiratet? Wen?" Ein Herr Turold sei es, und es sei eine sehr günstige Heirat gewesen. Vor mehreren Monaten habe die Hochzeit stattgefunden, und nun erwarte sie ein Kind.

Ich hatte meinen Namen nicht genannt. Nun dankte ich und ging. Ich konnte mir wohl erklären, wie alles gekommen war. Robert Turold war nach England gekommen und hatte eine erfundene Geschichte von meinem Tod erzählt. Er war als reicher Mann wiedergekehrt, und seine Werbung wurde zweifellos von Alicens Eltern und der kupplerischen Tante nach Kräften unterstützt. Und da sie doch glaubte, ich sei tot, heiratete sie ihn, ohne zu irgend jemand auch nur ein Sterbenswörtchen über unsere geheim geschlossene Ehe zu sagen.

Dies alles war mir klar. Und rasch war mein Entschluß gefaßt, nichts zu unternehmen. Die Heirat mit Robert Turold war vollzogene Tatsache, und mein verspätetes Wiederauftauchen hätte sie in tiefsten Jammer gestürzt. Und außerdem stand sie im Begriff, Mutter zu werden. Ich liebte sie zu sehr, um ihr oder ihrem Kinde Schimpf anzutun. Wenn ich gestorben blieb, so hieß das, daß Robert Turold frei ausging. Doch außer Geld und Rache gibt es noch anderes. Vom praktischen Gesichtspunkt aus wurde meine Lage dadurch vereinfacht, daß mein einziger Verwandter, mein Onkel, während meiner Abwesenheit gestorben war. Er hatte mir seinen kleinen Besitz hinterlassen, — nicht viel, doch immerhin genug für meinen schlichten Bedarf.

Ich nahm meines Onkels Namen an, um meine Identität besser verbergen zu können, und vollendete meine medizinischen Studien, die vor vier Jahren, als ich England verließ, unterbrochen worden waren. Nach erfolgter Graduierung suchte ich nach einer entlegenen Gegend, wo ich nicht erwarten mußte, jemand aus vergangener Zeit zu treffen, und schließlich wählte ich diesen einsamen Küstenort.

Hier lebe ich nun seit dreißig Jahren.

Es waren keine bösen Jahre. Meiner Natur entsprach es nicht, den Täuschungen der Vergangenheit nachzusinnen. Ich füllte meine Tage, indem ich weite Strecken wanderte, um nach meinen Patienten zu sehen, die oft in großen Abständen längs der Küste wohnen. Meine Abende aber verbrachte ich mit antiquarischen und archäologischen Studien. Das war ein Steckenpferd, das mir im Laufe der Jahre lokale Berühmtheit verschaffte, und das auch der Anlaß für mein Wiederzusammentreffen mit Robert Turold wurde, wenn dies auch das allerletzte war, was ich mir wünschen mochte. In den ersten Jahren hatte ich zwar dessen gedacht, der mit meinem Weibe verheiratet war. Später verblaßte dies Erinnern wie so manches andere, wenn Jahre darüber hingehen.

Dann kam jenes Wiedersehen — sechs Monate ist das nun her. Ich hörte, Flint House sei vermietet, wußte aber nicht an wen. Es interessierte mich auch nicht weiter. Als ich aber am nächsten Abend heimkam, empfing meine Magd mich mit der Meldung, der neue Mieter von Flint House warte im Sprechzimmer auf mich.

Ich ging hinein. Bei meinem Eintritt erhob sich ein großer angejahrter Herr. „Kein Patient, Doktor, — ich komme in anderer Angelegenheit." Beim vertrauten Klang dieser strengen, herrischen Stimme schrak ich leicht zusammen, doch erst als er mir seine Karte reichte, wußte ich, wen ich vor mir hatte. Er hatte bereits angefangen, von dem verfluchten Adelstitel zu sprechen, und so merkte er meine Erregung nicht. Er bat mich um meinen Beistand, — meinen wertvollen Beistand, — bei Fertigstellung seines Stammbaumes.

Ich hätte ihn kurz unterbrechen, hätte laut auflachen können, — wenn auch nicht vor Heiterkeit. Aber ich hatte meine Selbstbeherrschung wiedergefunden. Sah ich doch, daß er nicht den leisesten Argwohn hatte, zu wem er sprach. Das war an sich nicht überraschend. Ich hätte ihn nicht erkannt. Und um wieviel mehr war ich verändert! Uns allen gräbt die Zeit ihr Zeichen in weniger als dreißig Jahren ins Gesicht. Mein Antlitz aber wies mehr als die bloße Spur der Jahre. In den Monaten fürchterlicher Einsamkeit auf jener Insel war ich zum Greis geworden. Haar und Bart waren weiß, und ich trug starke Gläser. Es war unmöglich, daß Robert Turold mich erkennen konnte — weder jetzt, noch ein andermal.

Seine Bitte um meine Hilfe übte seltsame Anziehungskraft auf mich. Zauber barg es, nur eine Armlänge weit von ihm entfernt zu sitzen, seinem arglosen Blick zu begegnen, seiner Stimme zu lauschen und zu wissen, daß ein einziges Wort von mir seinen ehrgeizigen Plan durchkreuzen, ihn mit der Bitte um Erbarmen in die Knie zwingen konnte. Ich saß als eine Art Vorsehung da, doch ich blieb so untätig, wie die Vorsehung es gewöhnlich ist. Mein Wunsch, Robert Turold zu strafen, war längst tot. Mit sechzig Jahren schnaubt man nicht mehr Rache.

Er gewann mich lieb. Meine Kenntnis von Cornwalls alter Geschichte erwies sich ihm in den letzten Phasen seiner Forschung nach der Deszendenz nützlich und hilfreich. Und bald entdeckte ich, daß ihm vom Leben kein Glück beschieden worden war. Zuweilen hatte er einen gehetzten Blick, den Blick eines, der voll Furcht seine Tage lebte. Mein geschärftes Auge sah in sein Innerstes. Er floh vor Schatten, er fürchtete Schritte.

Schritte, das sagte er mir, als er mich wegen Schlaflosigkeit um Rat fragte. Er erzählte mir, er pflege nachts wach zu liegen und ihm sei, als gingen draußen Schritte über die Felsen. Ich wußte nur zu gut, wessen vermeintliche Schritte ihn schreckten. Und einmal fragte er, ob ich an Geister glaube? „Nein, entgegnete ich, doch erzählte ich ihm, ich kenne einen Mann, der ins Leben zurückgekehrt sei, lange, nachdem er totgesagt worden war. Ich sprach davon, als sei es einer meiner Patienten gewesen. Er lauschte mit zitternder Lippe und bleichem Gesicht, und später sah ich vom Fenster aus, wie er durch das Moorland heimwärts schritt und oft scheu nach rückwärts blickte.

Er wußte wohl, warum er sich vor jenen Schatten fürchten mußte. Es gibt Dinge, die zu arg sind, um eingehend ins Auge gefaßt zu werden, und sei es vom Übelsten unter den Menschen. Nie gibt ein Mann eine Frau preis, — dies ist ein schweigend anerkanntes Gesetz. Doch Robert Turold häufte Schande auf ein Weib, das im Sarge lag.

Ich war ihr ausgewichen, ging nie nach Flint House, weil ich fürchtete, das Frauenauge würde schärfer sehen, als gut täte. Doch sie wurde krank, und Robert Turold rief mich an ihr Lager. Es war unmöglich, abzulehnen, da der nächste Arzt erst in Penzance wohnte.

Sie erkannte mich nicht — doch der Schreck, der mich befiel, als ich sie sah, lähmte mich fast. Ich hatte das Gedenken an sie durch die Zeit getragen, — das Bild eines hübschen, schlanken Mädchens mit braunem Haar, dunklen Augen und sanfter bezaubernder Wesensart. Statt dessen lag ein welkes Weib vor mir, mit trüben Augen und erloschenem Geist. Gott mag wissen, was sie neben ihm hatte dulden müssen.

Es ist ihr Sterbebett. Sie war an Leib und Seele gebrochen, und zum Genesen fehlte ihr die Kraft. Sie starb durch Wochen, am schleichenden Fieber. Sie war gestorben, ohne — so hatte ich es erhofft — auch nur die leiseste Ahnung von der Wirklichkeit zu haben.

Sie können nicht im entferntesten ermessen, wie furchtbar ich erschrak, als Robert Turold an ihrem Begräbnistag jene Eröffnung machte — mir, der so sicher war in dem Gedanken, das Geheimnis sei gewahrt geblieben. Wenn Sie an das zurückdenken, was damals in Flint House geschah, so werden Sie sich erinnern, daß durch eine Frage, die ich stellte, die Wahrheit ans Licht kam. Ihres Bruders Antwort weckte meinen Verdacht und bestimmte mich, ergründen zu wollen, was er eigentlich wußte.

Das genaue Ausmaß seiner diesbezüglichen Kenntnis war mir rätselhaft. Er wußte mit Bestimmtheit zweierlei: Erstens, daß ich Alice geheiratet hatte, ehe ich England verließ, und zweitens, daß Remington lebe. Aber er wußte offenbar nicht, daß ich Remington war. Wie hatte er die beiden Tatsachen erfahren? Ich nahm an, daß die Frau, die er für die seine hielt, ihm das Geheimnis ihrer ersten Ehe auf dem Totenbett anvertraut hatte. Woher er aber das andere wußte, war ein Rätsel, das ich nicht lösen konnte. Als ich heimkam, fiel Wahnsinn mich an. Alle Ruhe, alle gewaltsame Zurückhaltung dreißig langer Jahre schwand angesichts der ungeheuren Abscheulichkeit jener Enthüllung. Der Mann, der solches auf sich lud, ging allein über die Erde. Durch diese Tat stellte er sich abseits von Menschen, von Gesetzen, — von allem . . .

Als ich ruhiger wurde, kam mir zu Sinn, daß er mich nicht herausfordern konnte. Wenige Worte von mir würden genügen, ihn von seinem stolzen Sitz zu blasen. Ich konnte ihm Bedingungen diktieren, konnte ihm den Mund schließen durch die Drohung, Vergangenes wiedererstehen zu lassen, ihn wegen Diebstahls und wegen Mordversuchs, beides vor dreißig Jahren begangen, den Gerichten zu überliefern.

(Schluß folgt.)

Pech!

Die Geschichte eines Reinfalls.

Von K. A. St. Jentkiewicz.

Madlon war blond. So unwahrscheinlich blond, wie es kein Haarfärbemittel erreichen konnte. War es da verwunderlich, daß sie sich zu dieser frappierenden Blondheit einen leuchtend kornblumenblauen, kleinen Wagen zugelegt hatte und mit ihm die Straßen von Zoppot wie die weitere Umgebung unsicher machte?

„Gentlemen prefer blondes“ — hat das nicht schon einmal eine pfiffige, aber braunhaarige Amerikanerin festgestellt? Nun, so unrecht hat sie nicht: Sehen wir doch nur, mit welcher bewunderungswürdigen Geduld sich der lange Jan tagtäglich einen oder mehrere Körbe holte. Und dabei hat er einen so wundervollen unschuldsweißen Sportwagen mit einem ach so süß klingenden Signal.

„Pech“, sagte Jan, als er die fünfundzwanzigste Abfuhr erhielt. Man bedenke: in acht Tagen! Ist das nicht ein Rekord?

Und Madlon zeigte ihre strahlend weißen Raubtierzähne, warf die Haare mit graziösem Schwunge aus der Stirn und trat auf den Gashebel. Huiii, machte der Kornblumenblaue — man sah einen Schal leuchten und durfte Staub schlucken.

Vor allen Dingen Jan. Denn der fuhr hinter ihr her. Ganz langsam natürlich, denn die 100 PS hätten den „kleinen Esel in Blau“, wie Jan das blumenfarbige Etwas mit den vier Zylindern verächtlich titulierte, leicht überrannt. Bergauf, bergab — durch schöne, verschlungene Waldwege.

„Der Deubel soll die Kleine dort vorn holen oder ihr einen Chausseestein vor den Pneu pflanzen!“ Pech — nichts geschah. Ruhig und zuverlässig brummte der kleine Wagen vor Jans „Achter“ her, und als sie über Oliva, Langfuhr und Brösen eine Schleife gezogen hatten, landeten sie fast gemeinsam vor der Terrasse des Kasino-Hotels in Zoppot.

Madlon ging essen. Jan saß am Nebentisch. Im Bad traf ihn ebenfalls kein Blick aus den blauen Augen der reizenden Nordländerin. Und abends im Spielsaal gab's eine Wiederholung. Der Reinfälle natürlich!

Jan kochte, Madlon — ja, soll man's glauben? — Madlon war ein wenig traurig, denn . . . Nun, schließlich war dieser lange Jan doch gar kein übler Kerl, und sie hätte so gern ein bißchen mit ihm geflirtet. Doch nein: Eine Frau muß konsequent bleiben, wenn sie Erfolg haben will.

Jan sann auf Rache. Bei der zweiten Flasche des blumigen Fünfundzwanzigers vom schönen, fernen Rhein hatte er einen Plan gefaßt. Eine Verzweiflungstat. Na, schön, warum nicht auch einmal so, wenn alle anderen Stränge reißen? Und mit dem letzten Glase spülte er den kärglichen Rest der noch vorhandenen Gewissensbisse hinunter. —

Als Madlon am nächsten Morgen mit dem Kornblumenblauen los ratterte, umspielte Jans Lippen ein siegesgewisses Lächeln. Ruhig und bedächtig ging er zum Frühstück und gab Auftrag, seinen Wagen in einer Viertelstunde fertig zu halten.

Madlon fuhr. Der Morgen war frisch und würzig. Die Sonne malte durch das grüne Blätterdach lustige Kringel auf die Karosserie. „Fein sieht das aus“, dachte Madlon, „schöner, als es der beste Lackierer je erfinden könnte.“

Es ging bergauf. Immer weiter ratterte der Wagen. Adlershorst. Rasch eine Tasse duftenden Kaffee getrunken und wieder hinaus in den Wald.

Die Maschine tackte wacker und brummte so nett, daß es Madlon wie ein Lied in die Ohren klang. Und als es ein Weilchen gesungen hatte, da mußte es sich verschluckt haben. Denn plötzlich gluckste es in dem stählernen Bäuchlein. Ein schweres, abgrundtiefes Schnaufen, dann ein keiner, sanfter Ruck: das Auto stand.

Madlon stieg aus und untersuchte den Motor. Kerzen sauber? Die Pole blitzten. Vergaser oder Düse verschmutzt? Kein Gedanke. Etwas am Magneten oder an den Stromkabeln entzwei? Alles war in Ordnung. Auch der Starter funktionierte, aber der Motor sprang nicht an.

Madlon war wütend. Eine moderne Frau gibt den Kampf mit der Tücke des Automobils nicht so rasch auf. Aber, was soll man abstellen, wenn sich kein Mangel entdecken läßt?

Die Sonne kroch höher. Jetzt wurde es sogar im Walde heiß, und Madlon sehnte sich nach der Kühle der See. Sie hatte sich in die Polster fallen lassen und harrte ihres Retters. Doch wer sollte um diese Zeit hier entlang kommen?

Eine Viertelstunde verging. Da rumpelte eine Limousine durch den Wald. Langsam, schwer und behäbig, wie ihre Insassen, der Bankdirektor Würmchen und seine Frau, die beide recht ausgewachsene Würmer waren. Stopp, Aussteigen, die üblichen bedauernden Worte. Dann untersuchte Herr Würmchen den Wagen. Er fand nichts. „Haben Sie denn Benzin?“ Madlon nickte. „Ich habe gestern abend zwanzig Liter getankt.“ — „Wirklich?“ fragte der Herr Direktor und schraubte als vorsichtiger Mann den Verschluß vom Benzintank.

„Da haben wir's ja! Malchen, reich mal den Kanister rüber.“ Ganz leer war der Tank, und der Kornblumenblaue knurrte vergnügt, als man ihm das ersehnte Futter in den Magen goß. Madlon wunderte sich, vergaß jedoch nicht, dem Herrn Bankdirektor und seiner Frau mit ihrem gewinnendsten Lächeln recht herzlich zu danken.

Als man sich so liebenswürdig die Hände schüttelte, kam ein schlanker schneeweißer Sportwagen herangebraust, stoppte und — fuhr vorbei. Ein Blick hatte Jan genügt, die Situation zu übersehen.

War er darum nächtlicherweise in die Garage geschlichen, um den Betriebsstoff abzulassen, damit dieser fette Maulwurf mit seiner nicht schlankeren Gemahlin als Retter aus der Not erscheinen konnte?

Am Nachmittag wunderte sich Herr Würmchen über die Attacken eines großen blonden Herrn auf seine empfindlichen Schienbeine. „Wenn man solch heftige Bewegungen macht, sollte man weiter draußen schwimmen“, dachte er.

Am Abend trat derselbe nette junge Herr Frau Würmchen beim Tanz mit konstantem Geschick auf die Hühneraugen, so daß sie nach dem dritten Jazz bedauernd ablehnen mußte, — obwohl sie ihn doch so berauschend fand.

Madlon saß süß und verführerisch bei Würmchens am Tisch und charmierte die beiden.

Am nächsten Morgen reiste Jan ab. — —Pech!

Der Taucher und die Haifische.

Skizze von **Max Geißler.**

Beim Hafenbau in der Marine von Capri arbeitet der Taucher Stefano Serra. Genuese. Karg im Wort wie alle Taucher; verschlossenes Gesicht. Manchmal nehme ich ihn mit zum Wein. Dafür führt er mich auf den Grund des Meeres — wenn er die Sprache findet. Das ist prachtvoll und geht so:

„Sie wollten mir eine Geschichte erzählen, Serra.“

„Wollt' ich?“ Er rückt sich den roten Fez zurecht — alle Mittelmeertaucher tragen den roten Fez, auch unterm Helm. „Nun, das war in einer Hafenkneipe in Dellys, an der algerischen Küste. Die Gäste sind Fischer. Einmal waren auch französische Taucher dort — Taucher sind nicht lebhaft und redselig; sehen Sie mich an: Man braucht sich auf bei unserem Geschäft — veh!“ Serra pfeift durch die Zähne. „Aber an diesem Tage waren die Leute vergnügter als sonst. Es war einer von ihrer Zunft gekommen, ein Genuese; der wollte sein Glück an einem gesunkenen Dampfer versuchen. Das Schiff lag draußen vor Dellys in 35 Meter Tiefe. „Lächerlich!“ sagten die Franzosen. „Wir haben alles versucht — reiche Beute, aber nichts zu machen. Fahr' heim, Mensch! Oder getraust du dir, ein Abkommen mit den Haifischen zu treffen?“ Der Genuese wurde nachdenklich. Er hatte von seiner Gesellschaft große Versprechungen; und es war auch ein Traum der Liebe bei dem Erfolg dieser Taucherfahrt. Er wollte nach der Heimkehr um ein Mädchen werben . . . „Seid Ihr unten gewesen?“ fragte er — „Und ob!“ Ihr Spott lief über die Tische der Fischer, um den Stuhl der dicken Wirtin. „Probier's nur, du!“ rief die, „und vergiß nicht, uns aus der anderen Welt zu telegraphieren, wie die Sache gegangen ist — hörst du?“

Die Franzosen gingen; der Genuese grübelte. War das etwa ein Vorwand der anderen, ihren Mißerfolg zu

verschleiern? Der Ligure ist mißtrauisch aus seiner Natur; selber wollte er sehen. Ging also an Bord seines Schiffes und ließ über dem gesunkenen Dampfer die Anker werfen. Die Strickleiter fiel; er stieg daran hernieder, kauerte sich fast auf die Flut und ließ den Spiegel hinab gegen das Wrack, Zoll für Zoll . . . Der Spiegel, wissen Sie, ist eine Art Fernrohr; wir Taucher gebrauchen ihn zur Erforschung des blauen Geheimnisses der See . . . Aus dem Spiegel las er mit gefesselten Sinnen eine Welt des Grauens; denn die Flut war von unerhörter Klarheit, so, als sei sie nicht da. Die zerrissene Dampferwand starrte schwarz vom Felsgrund empor. Lange dunkle Haie strichen umher, bildeten Gruppen, ließen in ungeheuerlichen Zuckungen bald weißliche Bäuche sehen, bald Schnitte von Rachen, die sich öffneten, schlossen, ohne Rast, ohne Ruh. Schwangen federnd dahin — manchmal als schwarze Sensen, manchmal in den Biegungen geblähter Schlangenleiber, entsetzlich geräuschlos — der diamantene Deckel der See regte sich nicht . . . Darüber gefror dem Mann auf der Strickleiter das Herz. Er riß den Spiegel empor und stieg an Bord."

Stefan Serra schweigt, schaut mich mit stieren Augen an. „Nein, nein", sagt er dann, „der Mann gab nicht Befehl, die Anker zu lichten und heim zu fahren! Er versuchte, sich vorzustellen, wie das mit ihm geworden wäre, im Tauchen zwischen diese Hyänen des Meeres . . . Sehen wollte er das, sehen mußte er! Und ein eigensinniger Einfall kam ihm: Er stopfte einen Taucheranzug mit Stroh, setzte ihm den Helm auf, legte ihm den Kragen an, gab ihm Gewichte unter die Schuhe und band Seile an Arme und Beine . . . Diese Marionette ließ er hinunter, mitten in das Treiben der Ungeheuer. Von der Strickleiter aus beobachtete er mit dem Spiegel. Was sah er? Die Haie wurden torpedostarr! Standen wie in der Hypnose, einer neben dem anderen, mit dem Rachen gegen die Scheuche — als seien sie tot. Die Puppe bewegte die Glieder, setzte sich auf die Schiffswand, richtete sich auf. Der Halbkreis der Rachen aber, mit den fürchterlich klappernden Gittern der Zähne, mit den schwarzen Punkten der Augen, verschob sich nicht. Aus dem zerrissenen Schiffsbauche jedoch trieben Schwärme von kleineren Fischen, trieben um den Inhalt geborstener Kisten und Säcke; Schwärme von Fischen, die den Ungeheuern zum Fraße dienen. All diese Scharen spielten nun ausgelassen ums Wrack, gehörten sich wieder selber; denn einer war da, der gebot der schlingenden Gier der Großen . . .

Dies sah der Mann auf der Leiter, stieg empor, tat seine Taucherrüstung an, hörte nicht auf die Warnung der Schiffsmannschaft, ließ sich hinab an den Grund! Unter seinen Schuhen Felsen mit roten Seesternen, traumhaftes Wehen von Algen. Um ihn, im Halbkreis, torpedostarr, Leiber von Haien, hundert? Vielleicht. Die Rachen öffneten sich, schlossen sich immerzu, in der Stille der Tiefe. Manchmal schoß einer steif empor gegen die milchige Ferne des Meeresspiegels und sank wieder herab. Aber wenn der Taucher im Schiffsbauche verschwand, wich die Starrheit aus ihren Körpern; dann hieben sie sich als schwarze Sensen durch die grüne See, peitschten die Wasser, Gier der Menschenfresser blitzte aus ihren Augen . . . Zehn Tage ging das, ging zehn Tage . . ."

Wie im Traume malt er an diesem Bilde des Schreckens. „Ist Ihre Geschichte gedichtet, Stefano Serra?"

„Nein Herr, gelebt — von Antonio Serra, dem berühmtesten Taucher des Mittelmeers. Antonio Serra war mein Vater."



Bunte Chronik



* **Hochzeitsreise nach dem Meeresgrund.** Eine Hochzeitsreise in den Tiefen des Meeres hat sicherlich den Reiz der Originalität an sich. Diese Art, ihren Honigmonat zu verbringen, hatte sich unlängst ein sehr reiches junges amerikanisches Ehepaar erwählt, dem von dem Vater des Bräutigams ein Unterseeboot zur Verfügung gestellt worden war. Man hatte, um dem jungen Paare das Schauspiel der Meeresvegetation und der grotesken Fische deutlich vor Augen zu führen, in die Stahlwände des Unterseebootes „Ochsenaugen" mit schweren Glasplatten eingebaut. „Meinen ersten Eindruck, als ich durch das Periskop schaute, werde ich niemals vergessen", berichtet Mrs. Allen, „es war Furcht und Grauen vor dieser Meereswelt des geheimnisvollen Karibischen Meeres. Es war, als befänden wir uns am Ende der Welt. Die seltsamen, kugeläugigen Fische, die ihre Nasen gegen die Luken preßten, als unser Schiff in ihre Wohngefilde eindrang, erschreckten mich. Je tiefer wir in das Karibische Meer kamen, desto grauenerregender wurde die Szenerie. Ein Scheinwerfer unseres Bootes sandte seine blendenden Strahlen weithin durch die Fluten, so daß ich ein gewaltiges Bild der Meeresungeheuer dieser Tiefen erhielt. Am siebenten Tage unserer Fahrt beobachteten wir im Lichtbündel unseres Scheinwerfers den grotesken Rumpf einer versunkenen Galeone, der ganz mit grünem Seetang überzogen war. Wir tauchten an die Oberfläche empor und ließen einen Taucher hinab, um das Wrack zu durchforschen. Er berichtete von Skeletten, die er in dem Wrack gesehen hatte, und brachte als hübsche Überraschung ein kleines Kästchen mit Messingbändern an die Oberfläche. Als wir es öffneten, kam ein kleines Vermögen in alten spanischen Golddublonen zutage. Neptuns Hochzeitsgabe für uns. Beim Kap Hatteras geriet dann das U-Boot in einen schweren Sturm, dem es sich durch Untertauchen entzog. Nachdem er sich gelegt hatte, setzten wir unsere Heimreise ohne Zwischenfall fort. Die Erinnerung an meine Hochzeitsreise in die Tiefen des Meeres werde ich aber mein Leben lang zu meinen kostbarsten Besitztümern zählen."

* **Ein unverbesserlicher Weiberfeind.** Während der Regierungszeit des russischen Kaisers Nikolaus I. war der Kommandeur der Festung Dünaburg ein General Hellwig, der ebenso als tüchtiger Soldat wie als großer Weiberfeind bekannt war. Seine Abneigung gegen das schönere Geschlecht ging sogar so weit, daß er jede Begegnung mit Frauen ängstlich zu vermeiden suchte. Der Kaiser, dem diese Eigenart bekannt war, machte sich nun einmal den Spaß, die Kaiserin mit nach Dünaburg zu nehmen, und befahl Hellwig, ihr die Festung zu zeigen. Der General gehorchte diesem Befehl voll Verlegenheit und Unbeholfenheit, geriet aber ganz außer Fassung, als sich das Herrscherpaar auch noch bei ihm zum Tee ansagte: „Ich habe keine Frau, Majestät", sagte Hellwig, „ich bin ein alter Hagestolz." — „Warum heiratest du nicht?" erwiderte der Kaiser, „ich wüßte eine gute und passende Partie für dich." — „Ich bin zu alt, um zu heiraten, Majestät." — „Je nun, ich will dir nicht weiter zureden, aber Tee will ich doch bei dir trinken. Geh zur Kaiserin und bitte sie, die Rolle der Hausfrau zu übernehmen." Schweren Herzens kam der Alte dem Befehl nach, und am Abend war der Teetisch geschmackvoll hergerichtet. Hellwig, der wie auf Nadeln saß, mußte von der Kaiserin Obst und andere Dinge entgegennehmen und auch genießen. Aber das Schlimmste stand ihm noch bevor, als ihm beim Abschied die Kaiserin die Hand zum Kuß reichte. Hellwig bezwang sich und tat, was die Etikette von ihm verlangte. Doch kaum hatten ihn seine Gäste verlassen, so ging er unverzüglich an die Säuberung seines äußeren Menschen. Er spülte sich nicht nur den Mund gründlich aus, sondern nahm auch ein heißes Bad, wechselte seine Leibwäsche und zog eine andere Uniform an. Dann ließ er die bei dem Empfang von ihm getragenen Kleider sorgfältig desinfizieren, und seine Zimmer durchräuchern. Der Stuhl aber, auf dem die Kaiserin gesessen hatte, erhielt am nächsten Tage einen neuen Überzug.

Lustige Rundschau



* **Eine kleine Gefälligkeit.** Eine Dame im Automobil ruft auf der Landstraße einen Fußgänger an. „Ach, würden Sie mir eine Gefälligkeit erweisen?" fragte sie. — „Aber gerne!" lautet die höfliche Antwort. — „Gut, dann stellen Sie sich doch mal bitte mitten auf die Straße! Ich möchte mal ausprobieren, wie schnell mein Auto anhalten kann, ohne Sie anzufahren — da scheint mir nämlich irgend etwas an der Bremse nicht in Ordnung zu sein!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.